

Maybritt Complojer Daprá

Sicher in unsichtbarer Hand

Geschichten von meiner Suche nach Antworten
oder warum es kein Tabu sein muss,
an Gott zu glauben

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Benutzte Bibelübersetzungen:

Elberfelder Bibel 2006 © 2006 SCM R. Brockhaus in der SCM
Verlagsgruppe GmbH, Holzgerlingen.

Schlachter: Copyright © 2000 Genfer Bibelgesellschaft.
Wiedergegeben mit freundlicher Genehmigung. Alle Rechte
vorbehalten.

NeÜ bibel heute: © Karl-Heinz Vanheiden und Christliche
Verlagsgesellschaft Dillenburg.

© 2022 Maybritt Complojer Daprà
Umschlaggestaltung, Satz, Herstellung und Verlag:
BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 978-3-7562-9124-3

Für Elke, die mir vor einigen Jahren
nahegelegt hat, dieses Buch zu schreiben

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
1. Auf der Suche	13
<i>Die verlorene Sicherheit</i>	13
<i>Orientierungslos</i>	14
<i>Sehnsucht nach Wahrheit</i>	18
2. Das besondere Buch	21
<i>Begegnung mit dem Buch der Bücher</i>	21
<i>Das verpönte Buch</i>	22
<i>Ein Buch zum Staunen</i>	25
<i>Eine andersartige Botschaft</i>	27
3. Ist Gott tot?	31
<i>Ein sinnloser Kreislauf</i>	31
<i>Zu fanatisch?</i>	34
4. Wer ist dieser Mensch?	37
<i>Der Messias</i>	37
<i>Warum Jesus?</i>	40
5. Die Zielverfehlung	45
<i>»Hamartia«</i>	45
<i>Der Bruch</i>	50
<i>Ich bin doch kein schlechter Mensch?</i>	51
<i>Zerstörte Beziehungen</i>	55

6. Wenn Gott und Mensch sich begegnen	59
<i>Die Geschichte einer zerbrochenen Frau</i>	59
<i>Die Selbstgerechten</i>	62
7. Die Lösung Gottes	65
<i>Das juristische Problem</i>	65
<i>Der Stellvertreter</i>	68
<i>Auferstanden</i>	71
8. Was nun?	75
<i>Eine persönliche Entscheidung</i>	75
<i>Für die Unachtsamen</i>	78
9. Frei!	81
Nachwort	87
Danksagung	89
Notizen	90

Vorwort

Ende Januar 2020 ahnte ich, dass sich etwas anbahnte, was auch für Europa ein Problem darstellen konnte. Ich hatte Silvester 2019 bei Freunden in China verbracht. Ich brauchte eine Auszeit. Zwei Wochen in Yangshuo, einem der schönsten Flecken auf Erden, würden mir guttun, so mein Mann. Also fuhr ich. Wieder zurück erfuhr ich von den Begebenheiten in Wuhan, dem schnellen Ausbreiten eines neuartigen Virus, den dramatischen Szenen in den Krankenhäusern der Stadt. Ich war gut 900 Kilometer davon entfernt gewesen, also konnte ich mich wohl nicht angesteckt haben. Ende Februar kam dann der Startschuss der Pandemie in Italien, dem Land, das zu Beginn der Ausbreitung des Virus SARS-CoV-2 in Europa am meisten betroffen war. Die Szenen in den Krankenhäusern Norditaliens waren ebenso tragisch wie in Wuhan. Ich litt in jener Zeit bereits seit Wochen an einer Bronchitis, die nicht enden wollte. Hatte ich auch Covid-19? Hatte ich es aus China mitgebracht wie andere? Im Flug von Peking nach München konnte ich mich sehr wohl angesteckt haben. War ich mit schuld an der Ausbreitung des Virus in Südtirol, wo ich lebe? Diese Fragen quälten mich über Wochen, denn Tests konnte man zu jener Zeit noch keine machen. Ich begann mich intensiv mit der Ausbreitung des Virus in China zu beschäftigen, zu rechnen, zu überlegen. Wie schlimm würde es werden? Nun waren

wir auch in Europa alle mit einer Gefahr konfrontiert, die wir nicht abschätzen konnten. Wir befanden uns nach Jahrzehnten des Friedens und des wirtschaftlichen Wohlstandes in einer umfassenden Krise, deren Konsequenzen noch nicht vorhersehbar waren und die unser bisheriges Leben ins Wanken brachte.

Die Einträge auf Facebook, wo ich seit 2009 Mitglied bin, überschlugen sich, die Beiträge wurden immer drastischer, die Inhalte immer unzuverlässiger. Ich fühlte mich verantwortlich, hier meinen Beitrag zu leisten und mit Daten und Fakten einen Gegenpol zu schaffen, zu beruhigen, zu ermutigen. Die Menschen um mich befanden sich definitiv in einem Schockzustand. Mit der Zeit und der Gewöhnung an die neue Situation beobachtete ich in der Gesellschaft eine interessante Wendung: Tat jeder zu Beginn alles, was helfen konnte, um die Ausbreitung des Virus einzudämmen, begann sich nun Unmut einzuschleichen, das Misstrauen gegen die Politiker, die Wissenschaftler und die Journalisten wuchs. Viele begannen infrage zu stellen, ob es dieses Virus überhaupt gebe und ob es tatsächlich so schlimm sei, die drastischen Maßnahmen zu rechtfertigen. Wiederum wurde Facebook wie auch andere soziale Medien der Ort, wo jeder Dampf abließ, in jegliche Richtung. Es verschlug mir die Sprache. Mir wurde bewusst, wie zerbrechlich unsere Gesellschaft ist, wie gefährlich sie werden konnte und welche Orientierungslosigkeit sich breit machte. So trat ich wiederum auf Facebook in Aktion und begann, Woche für Woche aus meinem Leben zu

berichten. Eines hatte ich zu bieten: den zu zeigen, der mir begegnet war und mein Leben neu gemacht hatte, der Hoffnung, Kraft und Zuversicht geben konnte, wo man selbst am Ende war. Im Oktober begann ich damit und Ende Mai stellte ich den letzten Beitrag dieser Reihe ins Netz.

Als ich die Serie beendet hatte, wurde mir bewusst, dass ich diese Zeilen mit mehr Menschen teilen wollte, und so beschloss ich, die Beiträge zu überarbeiten und zu einem Buch zusammenzufassen. Mögen diese Worte Trost, Stärkung und Licht sein für den Leser, das hoffe und bete ich von Herzen.

1. Auf der Suche

Die verlorene Sicherheit

Im Oktober 2020 wurde ein Treffen mit einer Bekannten der eigentliche Startschuss für meine wöchentlichen Facebook-Einträge. Ich bin keine ausgesprochene »Facebookerin«. Ab und zu postete ich Fotos, da ich sehr gerne fotografiere, oder teilte einige mir wichtige Informationen und Gedanken. Als ich mit jener Bekannten in der Konditorei saß, wurde sie gleich zu Beginn ihren Unmut los: Die Zeit, in der wir uns im Moment befänden, sei wirklich schwierig. Die Pandemie, die extremen Unwetter, die Unsicherheit, all das mache sie verzagt. Ein Wort blieb bei mir hängen: Unsicherheit. Kaum etwas kann uns derart aus der Bahn reißen wie Unsicherheit im Leben, Ungewissheit über unsere Zukunft. Das ist zermürend. Es wunderte mich nicht, als ich genau in jenen Tagen in einem lokalen Bericht las, dass es in Südtirol einen beachtlichen Anstieg der Anfragen in den psychologischen Diensten gab.¹

Der Mensch ist an sich resilient. Das heißt, er kann eine Widerstandsfähigkeit gegenüber Krisen entwickeln, die ihm hilft, diese zu ertragen oder zu über-

¹ Nachzulesen im Artikel der Tagesschau der Rai vom 08.09.2021 <https://www.rainews.it/tgr/tagesschau/articoli/2021/09/tag-Mehr-psychologische-Beratung-in-Pandemiezeiten-Pycha-5b2315bb-8033-4741-8913-d25ebaef4b24.html>.

winden. Leider ist unsere Gesellschaft nicht mehr wirklich resilient, scheint mir. Wir kippen viel eher, da wir im Verhältnis zu anderen Menschengruppen, die Krieg, Hunger oder Verfolgung erleben, auf Watte gebettet sind. Dies verstärkt dieses Gefühl der Unsicherheit und führt beim einen zur Depression, beim anderen zur Rebellion. Sicherheit ist jedoch eines der Urbedürfnisse des Menschen: die Sicherheit, geliebt zu sein, angenommen zu sein, einen Wert zu haben, eine Identität, einen Arbeitsplatz, Frieden, eine sichere Zukunft ...

Die Verzagtheit meiner Bekannten, die für mich in jenem Moment stellvertretend war für jene vieler anderer, führte mich dazu, wöchentlich auf Facebook darüber zu schreiben, dass es eine Sicherheit gibt, die über das Sichtbare und Greifbare hinausgeht.

Vor dreißig Jahren habe ich eine Entscheidung getroffen: dem Gott der Bibel zu vertrauen. Über diesen Gott handeln die folgenden Artikel, da ich mir sehr wünsche, dass das, was ich dabei gewonnen habe, auch andere erfahren möchten.

Orientierungslos

Warum glaube ich an (den einen) Gott, an einen Schöpfer? Um mein spirituelles Bedürfnis zu stillen? Weil es Teil unserer Kultur ist? Um eine Krücke zu haben in dieser Welt? Nein, nicht mehr, sondern weil es für mich die einzige logische Ursache dessen ist,

was ich um mich herum sehe. Im Neuen Testament finden wir einen Brief, den Paulus an die damaligen Christen in Rom geschrieben hat. Ausführlich berichtet er darin über die Frohe Botschaft, das Evangelium von Jesus Christus. Die Art und Weise, wie er schreibt, zeigt, dass er Gottes Existenz absolut als gegeben voraussetzt. So lesen wir: *»Denn sein unsichtbares Wesen, sowohl seine ewige Kraft als auch seine Göttlichkeit, wird seit Erschaffung der Welt in dem Gemachten wahrgenommen und geschaut, damit sie ohne Entschuldigung seien;«* (Brief an die Römer, 1,20; NT; ELB)*. Praktisch will er damit sagen, dass die Schöpfung bereits genug Beweis für den Schöpfer ist.

Als Jugendliche hatte ich nur einen vagen und verschwommenen Glauben an Gott. Ich bin in einem Dorf in Südtirol in Italien aufgewachsen und ging im Normalfall sonntags in den katholischen Gottesdienst, obwohl meine Eltern mich nicht religiös erzogen hatten. Meine Großmutter väterlicherseits war die Organistin im Dorf und leitete einen Kinder- und Jugendchor, bei dem ich jahrelang mitsang, bei unzähligen Gottesdiensten und Jugendmessen. So nahm die hiesige Kultur einen nicht unbedeutenden Raum in meinem Leben ein.

Die konkrete Frage nach Gott begann sich bei mir erst in späteren Jahren herauszukristallisieren, als ich mich mit zwanzig Jahren für ein zweijähriges Studium für Innenarchitektur in Florenz befand. Bis dahin kannte ich nur die katholische Religion, nun hatte ich zum ersten Mal Begegnungen mit Menschen anderer

Glaubensrichtungen. Das ließ in mir die Frage nach meinem eigenen Glauben wachsen und ich erkannte, wie nebulös er war – doch, so stellte ich fest, auch jener der anderen. Langsam begann ich die Sinnhaftigkeit eines Glaubens nach dem Motto »Hauptsache, man glaubt irgendetwas« infrage zu stellen. Woran sollte man sich orientieren? Nach längerer Auseinandersetzung mit diesen Gedanken gab es für mich nur noch zwei Auswege: Entweder gab es nichts Übernatürliches, kein höheres Wesen, oder dieses war nicht dort zu finden, wo ich suchte.

So hatte ich tatsächlich eines Tages zu diesem unbekanntem Wesen hinausgerufen: »Gott, wenn es dich gibt, musst du mich finden, denn ich finde dich nicht, ansonsten werde ich ein Atheist.« Ich bin dann kein Atheist geworden.

Für viele Menschen ist der Atheismus die einzig vernünftige Einstellung. Vor gut fünfzehn Jahren habe ich in einigen Foren mitgeschrieben. Das war eine faszinierende Zeit für mich. Dort lernte ich unter anderem einen sehr interessanten Menschen kennen, einen überzeugten Atheisten, und durfte tiefe Diskussionen mit ihm führen, er Atheist, ich mittlerweile überzeugter Christ. Er war wohlgerne kein oberflächlicher Atheist im Sinne, dass er einfach nicht glaubte, dass es Gott gibt. Im Gegenteil, er hatte sich in eine Almhütte zurückgezogen und Buch um Buch gelesen, sämtliche Philosophen, um zu entscheiden, was er in Zukunft glauben wollte ... Und er wurde Atheist. Ich schätzte ihn, da er sich auf eine tiefgehende Suche begeben

und dabei eine Entscheidung getroffen hatte. Meine Option des Atheismus wäre eine rein praktische gewesen, nicht aus Überzeugung, sondern weil ich mich in diesem Meer der verschiedensten Religionen nicht mehr orientieren konnte. Zudem war gerade dieser Kuddelmuddel an Glaubenslehren für mich eher ein Indiz dafür, dass es wohl keine übernatürliche Realität gab. Damit stimmte ich mit der Meinung eines guten Teiles meiner Zeitgenossen überein. Wenn es Gott aber nicht gab, dann war der Mensch das höchste existierende Wesen. Damit konnte ich mich nicht abfinden, denn es hätte für mich mehr Fragen aufgeworfen als beantwortet.

Kürzlich hatte ich ein Gespräch über die Existenz Gottes mit unserem Strandliegen-Nachbarn am Meer. Er selbst beteuerte gleich, dass er nicht an einen Gott glaubte, dass alles nur Aberglaube sei. Die sogenannten Wunder seien nur Legenden. Die Grundfrage, die sich dabei stellt, ist meines Erachtens nicht, ob Wunder passieren können, sondern ob es tatsächlich einen Gott und Schöpfer gibt. Alle anderen Fragen erübrigen sich. Wenn es einen allmächtigen, allwissenden und allgegenwärtigen Gott gibt, wie ihn die Bibel beschreibt, dann ist alles, was wir als Wunder bezeichnen, normales Alltagsgeschäft für ihn. Nicht die Möglichkeit, dass Jesus den Sturm stillen, Wasser in Wein verwandeln, Kranke gesund machen, ja sogar Tote ins Leben zurückrufen konnte, war für mich der Stein des Anstoßes, sondern die Vielfalt und Widersprüchlichkeit der verschiedenen Glaubensrichtungen.

Ich schaffte es aber nicht, mich für den Atheismus zu entscheiden. Ich kam nicht damit zurecht, dass die Perfektion dessen, was mich umgab, die Genialität der Natur oder des menschlichen Wesens einfach so entstanden sein sollte. Aus Zufall, ohne Grund, ohne Ziel, ohne eine höhere Intelligenz dahinter. Das ließ mein Verstand nicht zu, aber auch nicht meine Ahnung, ein Empfinden von Ewigkeit und »last but not least«: Ich wollte nicht nach meiner eigenen Meinung leben, was ich für richtig halte, nein, ich wollte wissen, was wirklich ist. Ich war auf der Suche nach Wahrheit.

Sehnsucht nach Wahrheit

Mein Gebet »Gott, wenn es dich gibt, musst du mich finden, denn ich finde dich nicht« war deshalb ein Schrei nach Offenbarung. Ich war zum Schluss gekommen, dass ich mich höchstens für eine Religion oder den Atheismus entscheiden, aber nicht wissen konnte, ob ich mich dann in der Wirklichkeit befinde. Ich war an diesem Punkt überzeugt, dass, wenn es eine höhere Intelligenz gab, die mich gewollt und geschaffen und als Folge auch etwas mit mir vorhatte, diese es mir notgedrungen mitteilen musste. Es zogen noch etliche Monate ins Land, bis jenes entscheidende lebensverändernde Ereignis geschah, das in meinem Leben die große Wende brachte. Es war wohl nicht, was ich erwartet hatte.

Nach abgeschlossenem Studium in Florenz begann ich in einer Einrichtungsfirma in Bozen zu arbeiten.

Ich war zu jener Zeit leidenschaftliche Theaterspielerin. Einer meiner Theaterkollegen eröffnete mir eines Tages, er sei Christ geworden. Hier war jemand, der in einem christlich-katholisch geprägten Land mit Menschen, die sich zum Großteil Christen nannten, behauptete, Christ geworden zu sein. Solch eine Behauptung erwartete ich mir von einem Moslem oder einem Hindu, aber nicht von jemandem, der in Südtirol geboren und aufgewachsen war. Waren wir denn nicht alle von Geburt an Christen? Hinzu kam, dass dieser Bekannte sehr weit entfernt davon war, eine religiöse, konservative, gesetzte Erscheinung zu sein. Im Gegenteil, er war ein Künstler, ein Macher, ein Lebemensch. Ich kam nicht umhin, neugierig zu werden, und bewarf ihn mit allerlei Fragen. Er nahm mich dann an die Hand und führte mich zum Beginn einer außergewöhnlichen und abenteuerlichen Reise.

Diese begann mit einer exotischen Bibelstunde. Mein Theaterkollege erklärte mir mit Begeisterung, dass er begonnen hatte, die Bibel zu lesen. Die Bibel, dieses dicke unbekannte Buch. Die meisten von uns haben es, die wenigsten kennen es. Ich kannte es bis dahin nur von außen, abgesehen von den Geschichten im Religionsunterricht und den Lesungen in der Kirche. Abraham, Moses, König David, Jesus, Josef und Maria, die zwölf Apostel ... Das war's.

Ich musste mir eingestehen, dass ich bei all meiner Suche dieses Buch völlig ignoriert hatte. Ich erfuhr, dass mein Bekannter und seine Frau mit jemandem, der die Bibel sehr gut kannte, bei sich zu Hause regel-

mäßig darin lasen. Das reizte mich. Das war einen Versuch wert, ich hatte ja nichts zu verlieren. So kam meinerseits die Frage, ob ich da mal dabei sein durfte, mal reinschauen, reinschnuppern, natürlich unverbindlich. Ich wollte nicht in irgendeiner religiösen Gruppe versumpfen und schon gar nicht in einer Sekte. Meine Unabhängigkeit war mir heilig.

2. Das besondere Buch

Begegnung mit dem Buch der Bücher

Da saß ich nun gegenüber einem schmächtigen Schweizer mit Schnurrbart, verschmitzten Augen hinter einer dunklen Hornbrille und einem breiten Grinsen. Oh, Hilfe, was mich da wohl erwarten würde. Ohne lange Einführung schlug er die Bibel auf, das Johannesevangelium: *»Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott. Dieses war im Anfang bei Gott. Alles wurde durch dasselbe, und ohne dasselbe wurde auch nicht eines, das geworden ist. In ihm war Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht erfasst ...«* (Kap. 1,1-5; NT; ELB).

Diese Worte schienen mir absolut unerreichbar, unverständlich, fremd und für den Moment nicht hilfreich. Das führte mich schnell zum Gedanken, dass dies wohl mein letztes Abenteuer mit der Bibel gewesen war. Es kam wieder einmal anders. Als besagte Bibelstunde zu Ende war, bedankte ich mich höflich bei dem Schweizer für seine Erläuterungen und wollte mich verabschieden. Da kam seine unerwartete Frage, ob ich mich die Woche darauf wieder mit ihnen zum Bibellesen treffen wollte. Ich hatte gar nicht daran gedacht, dass es nun eine Fortsetzung geben sollte. Nun fragte mich dieser, ob ich wiederkommen wollte. Die Frage erwischte mich unvorbereitet. Nein, wollte ich

nicht, wirklich nicht. Alles Mögliche schoss mir durch den Kopf. Was wollte der von mir, warum sollte ich wiederkommen, war er doch ein Sektierer, wollten die mich an etwas binden? Ein lautes Nein bildete sich in meinem Gehirn, mein Mund öffnete sich, und ich sagte zu. Ich weiß bis heute nicht, warum ich damals ja gesagt habe. Aus Verlegenheit, aus Höflichkeit oder weil ich überrumpelt war? Fakt ist, dass ich die Woche drauf wieder dort am Küchentisch saß, zum Bibellesen. Für die Zwischenzeit drückte mir der Schweizer Kassetten in die Hand (es ist eben lange her, ja, es gab noch keine CDs, geschweige denn MP3-Files) mit verschiedenen Vorträgen zur Bibel. Diese nahm ich dankend an, tat ich ja nichts lieber, als beim Autofahren Musik, Reportagen und anderes zu hören. Mein Auto war mein Rückzugsort, der Ort, wo ich nachdachte, sang, weinte, ausflippte. Ich horchte mir einen Vortrag nach dem anderen an, ich konnte gar nicht mehr aufhören. Irgendetwas ließ mich aufhorchen.

Das verpönte Buch

Bis zu meinem 25. Lebensjahr hatte ich nicht einen Blick in die Bibel geworfen. Ein Widerspruch, der mir nicht bewusst war. In meinen Teenagerjahren sah ich die Welt zweigeteilt. Unsere christliche Religion gehörte zum Westen der Halbkugel (damit meine ich die katholische Kirche, alle anderen christlichen Richtungen waren mir nicht wirklich bekannt), der Buddhismus, der Hinduis-

mus, die Esoterik zum Osten. Dabei herrschte ein interessantes Paradox. Es war selbstverständlich, dass der Moslem im Koran las und der Jude in der Thora. Wir hingegen, und ich meine damit die Katholiken, standen der Bibel mit einem gewissen Unbehagen gegenüber. Sich den östlichen Religionen zu öffnen war kein Problem, das war damals in den Achtzigern angesagt. Wer hingegen selbst in der Bibel las, kam in unseren Breiten graden in den Verdacht, einer Sekte anzugehören, denn es war bei uns nicht üblich. Warum war das so?

Ich denke, dass wir hier bis heute unbewusst von der Gegenreformation im 16. Jahrhundert geprägt sind, der Reaktion der katholischen Führung auf die Bewegung der Reformation. Das war der Versuch der römisch-katholischen Kirche, den Protestantismus zurückzudrängen, auch gewaltsam. Es war die Reformation, die begann, die Laien anzuleiten, selbst in der Bibel zu lesen. Diese war bis dahin nur auf Lateinisch oder Griechisch verfügbar, was nur von den oberen Schichten beherrscht wurde. So begannen die Reformatoren, die Bibel in vielen Ländern in die Sprache des Volkes zu übersetzen. Durch die Übersetzung Martin Luthers entstand die Vereinheitlichung der deutschen Hochsprache. Die katholische Kirche hat es im Zuge der Gegenreformation dann den Laien verboten, selbstständig in der Bibel zu lesen, um sich die Deutungshoheit vorzubehalten.

Ich erinnere mich, dass meine Großmutter mir einmal erzählte, dass das Wort »die Luthrischen« – gemeint waren die evangelischen Christen – in ihren

jüngeren Jahren ein Schimpfwort war. Sie zeigte mir dann ein Exemplar einer sehr alten Lutherbibel, die sie zu Hause hatte. Ich fragte mich erstaunt, wie dieses »verpönte« Buch bei ihr gelandet war. Sie wusste es auch nicht mehr.

Das Theaterstück »Glaube und Heimat« von Karl Schönherr spricht davon, wie Tiroler Bauern ihre Heimat verlassen mussten, weil sie Protestanten waren. Die Anregung zu diesem Stück war die Vertreibung der Zillertaler Protestanten im Jahr 1837. Das ist ein Abschnitt unserer Tiroler Geschichte, den wir kaum kennen. Schade, denn sie konfrontiert uns mit Menschen, die bereit waren, für ihren biblischen Glauben zu sterben. Diese Bereitschaft spricht davon, dass dieses Buch für sie mehr war als nur ein religiöses Buch, es war ihr Leben. Es wurden viele Tiroler Protestanten hingerichtet und so kam die protestantische Bewegung in Tirol völlig zum Erliegen. Viele verließen ihre Heimat und zerstreuten sich in Europa und darüber hinaus.²

Ich war in meiner Jugend selbst der Meinung, ohne je eine Seite dieses Buches gelesen zu haben, dass, wenn Menschen unabhängig von der Kirche in der Bibel lasen, sie in der Gefahr standen, sie falsch auszulegen. Mein Interesse ging aber nicht so weit, den Pfarrer zu fragen, ob er mit mir darin lesen würde. Ich schwamm einfach in der damaligen allgemeinen Meinung mit. Die Sehnsucht nach Wahrheit hatte mich noch nicht ergriffen.

2 Siehe auch das Buch von Walter Mauerhofer, »Vertreibung der Zillertaler Inklinanten 1837«, Selbstverlag.